

## Ultramontan oder synodal?

### Zum 250. Geburtstag von Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774-1860)

*Von Erich Garhammer*

Am liebsten hätte er nichts schreiben wollen außer Hirtenbriefe und Briefe an Freunde, so äußerte sich Wessenberg am 11. April 1840 gegenüber dem aargauischen Kantonsrat und Schriftsteller Heinrich Zschocke. Sokrates habe nichts geschrieben, Jesus habe nichts geschrieben, viele große Persönlichkeiten hätten nichts geschrieben. Das hätte er auch gerne so gemacht, wenn er sich nicht durch einen Machtspruch Roms in das Gewühl und Getriebe der Schriftstellerei hätte stürzen müssen. Es wäre jedoch das viel größere Verdienst zu handeln und in das Leben einzugreifen. Das sei auch sein Ansinnen gewesen, dadurch das Gute zu bewirken. Aber man habe ihm mitten im Lauf die Fersen durchschnitten und die Baumeister haben ihn als unbrauchbaren Stein weggeworfen.

Lieber keine Geistliche als geistesträge Ignoranten

Einer der bedeutendsten Kirchenmänner der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde von Rom auf das Abstellgleis gesetzt. Wessenberg, der bei Johann Michael Sailer in Dillingen studiert und vor allem die Bedeutung der Hl. Schrift als Grundlage aller Pastoral kennengelernt hatte, wurde in jungen Jahren von Karl Theodor von Dalberg, dem Koadjutor des Kurfürsten von Mainz und des Fürstbischofs von Konstanz zum Generalvikar für das Bistum Konstanz ernannt. Hier konnte er seine von der Aufklärung geprägten Reformideen verwirklichen in der Bildung des Klerus, der Einführung der regelmäßigen Pastorkonferenzen, in der Liturgiereform und in der Muttersprachlichkeit der Verkündigung. „Lieber keine Geistliche als geistesträge Ignoranten“, so lautete sein Motto der Klerusbildung.

Er hatte allerdings im Luzerner Nuntius Fabrizio Sceberras Testaferata einen erbitterten Gegner seiner Ideen, der ihm vorwarf, den Papst den Gehorsam zu verweigern, die Gläubigen von der römischen Kirche zu entfremden und den katholischen Glauben der einfachen Menschen zu

zerstören. Als nach dem Tod von Dalberg (1817) das Konstanzer Domkapitel Wessenberg einstimmig zum Kapitelsvikar und Bistumsverweser wählte, wurde diese Wahl „ob gravissimas causas“ von Rom kassiert. Wessenberg wollte auf einer Romreise die Hindernisse ausräumen, wurde aber zum Verzicht auf seine Wahl gedrängt. Nach Auflösung des Bistums Konstanz wurde Wessenberg vom Klerus des neu errichteten Erzbistums Freiburg – der Name Konstanz sollte getilgt werden – mit Mehrheit als Erzbischof benannt, was jedoch zum Scheitern verurteilt war.

Die ultramontane Richtung hatte die Oberhand gewonnen, die zur prägenden Richtung des neuen Jahrhunderts werden sollte. Wessenberg wurde zum Privatmann, zum „Klausner am Bodensee“, wie er häufig seine Korrespondenz unterzeichnete. Von dort kommentierte er weiter die kirchliche Entwicklung, verfasste ein umfangreiches Schrifttum, ging häufig auf Reisen und war sozial-caritativ tätig. In das Stadtgedächtnis von Konstanz hat er sich eingebrannt durch die nach ihm benannte Wessenberg-Galerie in seinem früheren Wohnhaus, die Wessenbergstraße und drei Restaurants, die nach ihm benannt sind. Die Wessenberg-Bibliothek ist Bestandteil der Universität Konstanz.

#### Der Wessenberg-Geist in Südwestdeutschland

Die Ideen von Wessenberg blieben in Südwestdeutschland lebendig. Seine Synodenschrift ist gerade jetzt aktueller denn je. Darin führte Wessenberg aus, dass die Kirche immer auch die Bedürfnisse der Gegenwart im Auge behalten muss. Sie findet dann Akzeptanz, wenn sie die Bedürfnisse der Menschen ernst nimmt. Ohne Mithilfe von Synoden kann der Bischof-auch wenn er noch so offen und einsichtsvoll ist- seine Aufgabe nicht erfüllen. Die Synode gibt ihm hundert Augen und Ohren. Nach Abschluss der Synode sollten jeweils Synodalräte, er nennt sie Synodalzeugen, ernannt werden, die die Beachtung der Beschlüsse durch den Bischof einfordern. Wessenberg räumt der Synode sogar Aufsichtsrechte für die Aufnahme von Kandidaten in den Konvikten und Seminaren ein. Es geht dabei schließlich um die Seelsorge der Zukunft.

Allerdings wurden diese Ideen aufs Schärfste bekämpft. Vor allem der Freiburger Pastoraltheologe Johann Baptist Hirscher, der sie in seiner Schrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart“ aufgriff, geriet ins Sperrfeuer der ultramontanen Kreise, zumal er 1840 als Bischof in Limburg, 1842 in Freiburg und 1845 in Rottenburg auf der Wahlliste erschien. Hier leistete Augustin Theiner, der selbst vom Aufklärer zum Ultramontanen konvertiert war, ganze Arbeit: er erledigte Hirscher nicht nur ideologisch, sondern auch moralisch, indem er Hirscher attestierte, dass er eine „selbstgemachte“ Kirche favorisiere; er unterstellte ihm auch sexuelle Verfehlungen und zwei Kinder.

Ist eine Transformation von der ultramontanen zur synodalen Kirche möglich?

Der Soziologe Armin Nassehi hat in seinem Buch „Kritik der großen Geste. Anders über gesellschaftliche Transformation nachdenken“ (München 2024) vor einer euphorischen Disruptionssemantik gewarnt. Systeme haben ihre eigene Trägheit, die ihre Persistenz sichern. Allerdings gibt es die Möglichkeit zu Reformen, wenn die Langzeitfolgen von früheren Entscheidungen sichtbar werden. Das Visibilitätsparadox macht plötzlich deutlich, dass die scheinbaren Selbstverständlichkeiten und eingespielten Routinen eine vulnerable und fragile Rückseite haben. Eine solche Visibilität könnte jetzt der ultramontanen Kirche widerfahren. Papst Franziskus hat nach Abschluss der Weltsynode deren Beschlüsse einfach anerkannt und nicht durch ein postsynodales Schreiben korrigiert oder neu akzentuiert und sich damit als Interpretationsinstanz verweigert. Damit hat er die Verantwortung der Rezeption in die Ortskirchen zurückgespielt. Ob diese Transformation gelingt? Die Visibilität der Langzeitschäden einer ultramontanen Kirche sollte Ansporn genug sein.

Zum Autor: Prof. Dr. Erich Garhammer war von 2000 bis 2017 Pastoraltheologe an der Universität Würzburg. In seinen pastoralhistorischen Arbeiten hat er sich mit dem Ultramontanismus am Beispiel von Kardinal Reisach auseinandergesetzt.